Inhalt

Martin Sabrow / Peter Ulrich Weiß
Die Vermessung des Jahrhunderts 7

Gabriele Metzler
Das Jahrhundert der Gewalt und ihrer Einhegung 21

Peter Ulrich Weiß
Zeit der Zäune.
Grenzregime als Epochenphänomen 40

Jörg Baberowski
Zwischen Furcht und Faszination.
Die Sowjetunion im Zeitalter der Moderne 68

Jochen Oltmer
Das ›lange‹ 20. Jahrhundert der Gewaltmigration 96

Ute Frevert
Rationalität und Emotionalität im Jahrhundert der Extreme . . 115

Lutz Raphael
»Moderne« in Frankreich.
Politisches Projekt und nationales Ordnungsmuster 141

Rüdiger Graf
Die Krise als epochemachender Begriff 161

Frank Bösch
Medienumbrüche und politische Zäsuren im 20. Jahrhundert . . 179

Bodo Mrozek
Das Jahrhundert der Jugend? 199

Heinz-Gerhard Haupt
Der Siegeszug der Konsumgesellschaft 219

Winfried Süß
Ein Jahrhundert der Sicherheit?
Aufstieg und Krisen des Sozialstaats 241

Sybille Steinbacher
Der Holocaust als Jahrhundertsignatur 266

Jan Eckel
Vieldeutige Signatur.
Menschenrechte in der Politik des 20. Jahrhunderts 284

Martin Sabrow
Zeit-Verhältnisse.
Das Gedächtnis des 20. Jahrhunderts 305

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 331

Die Vermessung des Jahrhunderts

Martin Sabrow / Peter Ulrich Weiß

Zeitgeschichte boomt – kein Zeitraum zog in den letzten 25 Jahren so viel Aufmerksamkeit auf sich wie das 20. Jahrhundert, das besonders seit 1989 einer permanenten Selbstbeobachtung unterlag. Davon zeugt die ungebremst hohe Zahl von Jahrhundert-Synthesen ebenso wie die anhaltende wissenschaftliche, mediale und erinnerungskulturelle Konjunktur zeitgeschichtlicher Themen. Diese weit vor der Jahrtausendwende einsetzende Faszination hat verschiedene Ursachen. Sie erklärt sich zunächst aus der Zeitdiagnose der das 20. Jahrhundert prägenden zivilisatorischen Brüche und Ausnahmezustände. Der Schrecken von Terror, Massenvernichtung und Weltkrieg übt in unserem Aufarbeitungs- und Medienzeitalter keine geringere Anziehungskraft aus als der Boom technischer Erfindungen und kultureller Umbrüche. Zugleich treten immer stärker Krisenphänomene der Gegenwart hervor, deren Anfänge und Ursachen auf das 20. Jahrhundert zurückgehen. Die Fokussierung auf die Zeitgeschichte erklärt sich aber auch mit dem Verlust säkularer gesellschaftspolitischer Utopien nach dem Ende des Kalten Kriegs, die das Denken an die Zukunft der Menschheit zuvor lenkten. In das entstandene Vakuum drang das Paradigma einer ewigen, sich selbst reproduzierenden Gegenwart des Westens, das weniger auf Bruch und Revolution als vielmehr auf Kontinuität und stete Reformfähigkeit abzielt. Der Ideenraum, der bislang Zukunftsentwürfen vorbehalten war, verlor an Bedeutung. An seine Stelle trat die Beschäftigung mit der Vergangenheit.

Auch im Privaten, auch auf der familiären Ebene will man mehr denn je darüber wissen, was zwei, drei Generationen zuvor geschah. Hier nimmt sich der (Rück)Blick auf das vergangene Säkulum als freundlich-intime oder auch aggressiv herausfordernde Befragung eines Familienalbums aus und unterscheidet sich damit vom Modus des Verschweigens, der Anklage und Rechtfertigung, wie er für die 1950er und 1960er Jahre typisch war. Dabei erscheint der lebensweltlich gefühlte Abstand zwischen vergangenem Jahrhundert und gegenwärtiger Zeit größer denn je. Das ehemals Existenzielle und Exzessive von Themen, Ereignissen und Engagements bleibt uns heute vielfach fremd. Medienüberlieferungen jener Zeit muten wie Historienfilme an und lassen das 20. Jahrhundert bisweilen als absonderliche oder gar fantastische Epoche aufscheinen.

Für die Beschreibung der schroffen Zäsuren und Konflikte ebenso wie des umfassenden gesellschaftlichen Wandels im 20. Jahrhunderts

haben Historiker schon lange vor dessen Ende populäre Etikettierungen geprägt. Zuschreibungen wie »Zeitalter der Extreme«, »Jahrhundert der Ideologien« oder »Amerikanisches Jahrhundert« wurden schnell kanonisch und formten die Sichtweise zumindest begrifflich über Jahre hinaus. Inzwischen ermöglichen uns aber der erfahrungsgeschichtliche Abstand sowie neue geschichtswissenschaftliche Zugänge, erweiterte, auch ungewohnte Perspektiven auf einen Zeitraum zu richten, dessen universalhistorische Deutung alles andere als abgeschlossen ist.

Zäsur und Geschichte

Die Idee zu seinem Werk »Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart« überfiel Tony Judt, als er im Taxi die Radiomeldungen vom Aufstand gegen den rumänischen Diktator Nicolae Ceaușescu im Dezember 1989 hörte und mit einem Schlag wusste: eine Epoche war beendet. Auf der Fahrt zum Wiener Westbahnhof erlebte der unter dem Eindruck der samtenen Revolution von Prag nach Wien gereiste Historiker, dass der Umbruch in der Gegenwart die Vergangenheit umschrieb:

> »Der Kalte Krieg, der Ost-West-Konflikt, der Wettstreit zwischen ›Kommunismus‹ und ›Kapitalismus‹ […] – all das erschien nun nicht mehr als Produkt ideologischer Notwendigkeit oder der eisernen Logik der politischen Verhältnisse, sondern als zufälliges Ergebnis der Geschichte – und die Geschichte fegte alles beiseite. […] Nun erschienen die Jahre zwischen 1945 und 1989 nicht als Schwelle zu einer neuen Epoche, sondern als Zwischenzeit, als Anlaufphase eines noch unerledigten Konfliktes, der 1945 zwar zu Ende gegangen war, dessen Epilog aber weitere 50 Jahre dauerte. Welche Gestalt Europa auch annehmen würde, sein vertrautes Geschichtsbild hatte sich ein für allemal geändert. In diesem kalten mitteleuropäischen Dezember wurde mir klar, daß die europäische Nachkriegsgeschichte neu geschrieben werden mußte.«

Die Geschichte hatte alles beiseite gefegt, und die Historiker hatten keine Wahl, als ihr hinterher zu kehren.

Tony Judts Erlebnis beschreibt das Dilemma historischer Zeitgrenzen und der aus ihnen abgeleiteten Phaseneinteilung – sie sind für die Geschichtsschreibung so unentbehrlich wie problematisch. In der von einer linearen Zeitvorstellung geprägten Moderne entspringt die Suche nach Zäsuren dem Wunsch nach Ordnung des kontinuierlichen Zeitflusses. Aber alle Emphase des miterlebten Zeitenwechsels kann nicht darüber

hinwegtäuschen, dass Zäsuren nichts als »Anschauungsformen des geschichtlichen Sinns« (Karlheinz Stierle) sein können. Seit dem späteren 19. Jahrhundert gilt mit Gustav Droysen, dass Epochenbegriffe und damit auch historische Zäsuren nur »Betrachtungsformen sind, die der denkende Geist dem empirische Vorhandenen gibt«, nicht Eigenschaften der Welt und der Geschichte selbst. Nicht im Geschehen selbst stecken sie, sondern in seiner zeitgenössischen oder nachträglichen Deutung, und sie können mit dem Wandel von Blickwinkeln und Interpretationsmodellen wandern, ohne deswegen freilich arbiträr zu sein: Ungeachtet ihres Konstruktionscharakters greift doch jede Epochenbildung auf eine außersprachliche Realität durch, nach deren plausibler Ordnung sich ihre Geltungskraft bestimmt. Einmal nur wurde dieser kulturgeschichtliche Zäsurenbegriff im 20. Jahrhundert noch durch eine konträre Anschauung herausgefordert, die die Einschnitte im geschichtlichen Geschehen als Teil der Historie und nicht der Historiographie zu fassen unternahm. In der parteimarxistischen Geschichtswissenschaft der sozialistischen Hemisphäre markierten Zäsuren Beginn und Ende gesetzmäßiger Etappen der historischen Entwicklung vom Niederen zum Höheren und erlangten in anhaltenden Auseinandersetzungen um die richtige Periodisierung der nationalen wie internationalen Geschichte überragenden Stellenwert.

Epochale Zäsuren gelten selten umfassend, sondern meist nur sektoral. Als scharfe Einschnitte verstanden, sind sie in der Regel ereignisgeschichtlich begrenzt; die Zäsuren der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und ebenso der Kulturgeschichte folgen anderen Logiken und Rhythmen des Wandels. Folgerichtig bevorzugen Neuzeithistoriker statt des überscharfen Zäsurenbegriffs häufig weichere Wandlungstermini, die Kontinuität in der Diskontinuität zu erfassen erlauben – als Epochenschwelle, als Strukturbruch, als Umkehr. Dies ermöglicht auch, historische Signaturen in eine zeitliche Ordnung zu bringen bzw. voneinander abzugrenzen. Jedes kalendarische Jahrhundert weist eine Vielzahl von Signaturen auf, die zum Teil nebeneinander existieren, zum Teil sich überlappen und gegenseitig verstärken. Entscheidend für eine Signatur-Zuschreibung ist dabei nicht die Art des Geschehens. Es kann sich um ein Ereignis, einen Entwicklungspfad oder eine Struktur handeln, entscheidend ist die nachhaltige historische Prägekraft für Mensch und Gesellschaft. Signaturen können eine regionale, nationale oder auch globale Reichweite besitzen; ihre Dauer ist unbestimmt. Gleichwohl beziehen sie sich erklärtermaßen auf einen definierten Zeitraum, den sie spezifizieren. Aber Signaturen sind ebenso wie Epochen nicht einfach da, sondern müssen als solche erkannt, bestimmt und argumentiert, also konstruiert werden. Ihre jeweilige »Entdeckung« ist an Betrachterper-

spektiven und Forschungstrends gebunden. Signaturen und Epochenbegriffe haben Konjunkturphasen und können, je nach Wissensstand, Deutungshoheit und Resonanz, wieder an Bedeutung verlieren. Dementsprechend sind auch Zäsuren perspektivenabhängig, wie sich nicht nur zwischen den verschiedenen nationalen Meistererzählungen zeigt, sondern mehr noch zwischen Mit- und Nachwelt. Nicht selten werden zunächst dramatisch erscheinende Einschnitte durch den wachsenden Abstand wieder eingeebnet. So erging es in der bundesdeutschen Zeitgeschichte etwa den Notstandgesetzen, deren drohende Verabschiedung die Studentenbewegung mobilisierte und eine fast hysterische Furcht vor der drohenden Faschisierung der Gesellschaft auslöste, oder der Einführung des Euro – historisch aufgerufene Daten, die rasch nivelliert wurden. Dass umgekehrt die Geltungskraft von Zäsuren rückblickend nicht nur fallen, sondern auch steigen kann, zeigen die vielen Ereignisse, deren einschneidende Wirkung erst im Nachhinein deutlich werden: das Attentat auf den Thronfolger Franz-Ferdinand 1914, das zum Ausbruch der das Jahrhundert der Extreme prägenden Urkatastrophe des Ersten Weltkrieges führte; der Tod Benno Ohnesorgs auf einer Demonstration gegen den Schah von Persien 1967, der den Auftakt zu einer europäischen Protestbewegung markierte; der autofreie Sonntag im Herbst 1973, der das Ende der Fortschrittsmoderne fassbar werden ließ.

Historische Zäsuren entsprechen dem zeitlichen Gliederungswunsch von Historikern, aber sie schlagen nicht zwingend auf die Ebene des menschlichen Lebens durch: Historische Zäsuren sind mit biographischen nicht immer deckungsgleich. Gerade für die Daten der stärksten Einschnitte der deutschen Zeitgeschichte – 1918, 1945, 1989 – lässt sich ein erstaunliches Maß von biographischer Kontinuität in historischer Diskontinuität feststellen. Zeitgenossen der Novemberrevolution von 1918 in Berlin notierten verwundert, dass sie das Ende der Monarchie gänzlich alltäglich als Spaziergänger im Grunewald oder zeitungslesend im Café erlebt hätten. Auch der 8. Mai 1945 bedeutete nur für einen bestimmten Teil der Deutschen den tatsächlichen Übergang vom Krieg zum Frieden, denn Gefangennahme und Demobilisierung richteten sich nach dem vorrückenden Frontverlauf statt nach den Waffenstillständen von Reims und Berlin-Karlshorst. Die Sorge um das tägliche Überleben, der tägliche Kampf um Brennholz und Nahrung überdeckte vielfach das Bewusstsein einer Zeitenwende. Stattdessen bildete in der Erinnerung eher die Währungsreform von 1948 die markante Zäsur, die, wie es Axel Schildt formulierte, »die gute von der schlechten Zeit schied«.

Trotzdem kann die Geschichtswissenschaft eines wie immer gearteten Begriffs der Zeitgrenze gar nicht entraten. Dem Zäsurenbegriff lässt sich

nicht ausweichen, nur weil er schlecht fassbar ist. Dass das Epochenbewusstsein in unserem Geschichtsverständnis ubiquitäre Bedeutung hat, verlangt die aufschließende ebenso wie die einengende Kraft von Zäsuren zu reflektieren. Bei dieser Gratwanderung kann eine Unterscheidung zwischen nachträglicher Deutungszäsur und zeitgenössischer Erfahrungs- oder Ordnungszäsur hilfreich sein. Deutungszäsuren ergeben sich aus der retrospektiven Festlegung von Zeitgrenzen durch die Nachlebenden. Sie können ereignisgeschichtlich begründet sein wie die Französische Revolution 1789 und die »Stunde Null« 1945, aber genauso auch strukturgeschichtliche Bedeutung tragen wie die mit »1968« verbundene »Umgründung« der Bundesrepublik oder der zuletzt immer stärker akzentuierte Umbruch im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts hin zu einer Zeit »nach dem Boom«. All diese Gliederungen benennen Einschnitte in den Gang der Geschichte, für die sich in der deutenden Retrospektive gute oder weniger gute Gründe finden lassen, ohne dass aber in ihnen die Zäsur gleichsam selbst zeitgenössische Erfahrungsmacht erlangt hat.

Eben diese zeitgenössische Erfahrungsmacht können epochale Zäsuren fallweise aber auch selbst ausüben, wie sich vielleicht an keinem Beispiel besser belegen lässt als am Umbruch von 1989, weil er zusammen mit den islamistischen Terroranschlägen vom 9. September 2001 diejenige Zäsur markiert, die die heutige Zeithistorikergeneration als einzige mehrheitlich selbst in ihrer Ordnungskraft erfahren hat. Die epochale Bedeutung des Mauerfalls 1989 ist unmittelbar augenfällig, und die geschlagene historische Kerbe kam in ihm musterhaft zum Ausdruck. »Niemand vergißt, wie ihn die Nachricht erreicht hat«, schrieb rückblickend der Publizist Hermann Rudolph. »Wahnsinn« war überall das Wort der Stunde, um die Empfindung des historisch Unerhörten zum Ausdruck zu bringen. Auch im Abstand von zwanzig Jahren behauptet der 9. November 1989 sich als ein Moment, an dem die Weltgeschichte ihren Atem angehalten hat. In analytischer Distanz zeigt sich der Zäsurencharakter des Herbstes 1989 in der sich überschlagenden Wucht und Beschleunigung des historischen Ereignisstroms, der in Monate, Tage, manchmal Stunden zusammenballte, was vordem auf Jahrzehnte unverrückbar festgefügt schien. Nach vierzig Jahren staatlicher Teilung war Deutschland urplötzlich zu einem Nationalstaat in anerkannten Grenzen und der Zweite Weltkrieg endgültig Geschichte geworden.

Der Mauerfall von 1989 schuf eine grundstürzend neue Perspektive, den Endpunkt einer historischen Entwicklung, der zu Reorganisierung des eigenen Weltverständnisses herausfordert und seine eigene Historizität so aufsaugt, dass eine kontrafaktische Sicht gegenstandslos wird.

Der rasche und widerstandslose Zerfall der SED-Herrschaft im Herbst und Winter 1989 war ein Ereignis, das *ante factum* nicht vorstellbar war und *post factum* geschichtsnotwendig erscheint. Es sprengte den Denkrahmen der Politik, überstieg die Phantasie der Öffentlichkeit, und es strafte die prognostische Kompetenz der Gesellschaftswissenschaften und besonders der DDR-Forschung Lügen. Wie sehr auch die Zeithistoriker unter den Zeitgenossen des Umbruchs sich der historisch erzwungenen Verschiebung ihres Sinnhorizontes hatten beugen müssen, lehrt der Vergleich ihrer Auffassungen und Äußerungen vor und nach 1989. Die zeithistorische Zunft hat sich schnell dazu verstanden, dieses Versagen mit Kopfschütteln zu betrachten und die Frage, warum zeitgenössische Analysen das nahende Ende der DDR nicht kommen sahen, beispielsweise mit bedauerlicher moralischer Indifferenz oder fachlicher Blindheit zu erklären. Klüger wäre es, hier anzuerkennen, dass historische Zäsuren neue Denkhorizonte schaffen können, die wissenschaftlich nicht einholbar sind.

Signatur und Epoche

Vor dem Hintergrund seiner expressiven Selbstbeobachtung gilt manchem Betrachter das 20. Jahrhundert auch als ein »Zeitalter des totalen Geredes« (Peter Sloterdijk). Schon zu Lebzeiten kursierten zahlreiche Zuschreibungen, deren Reichweite und Halbwertzeit vielfach begrenzt waren und die inzwischen selbst historisch geworden sind, wie beispielsweise das »Atomzeitalter« oder die »Ära der Translatio Imperii« von Großbritannien zur USA. Dass sich die Gesichter und Facetten, mit denen das 20. Jahrhundert vor unsere Augen tritt, immer wieder verändern, hängt zum einen mit der rasant wachsenden Komplexität zusammen, die diesen Zeitabschnitt auszeichnet – und gegen die Fundamentalismen mit ideologischen Vereinfachungen anzugehen suchten. Zum anderen ist dies ein Effekt der außergewöhnlichen Ausdehnung unserer heutigen Wissensgesellschaft und der Zunahme wissenschaftlicher Perspektiven, die das Maß an Wahrnehmung und Reflexivität binnen weniger Jahrzehnte exponentiell ansteigen ließen.

Diese Beobachtung war auch impulsgebend für den vorliegenden Sammelband. Er geht zurück auf eine Ringvorlesung des Lehrstuhls für Neueste und Zeitgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin, die im Wintersemester 2014/15 nach veränderten Lesarten des 20. Jahrhunderts mit seinen kalendarischen Eckdaten 1900 und 2000 fragte. Ihr Ziel war es, analytische Schneisen durch das deutsche und/oder europäische

20. Jahrhundert zu schlagen und sich dabei an den säkularen Signaturen auszurichten, die die Geschichte des vermeintlich »kurzen« von 1914/17 bis 1989/91 oder des »langen« von der beginnenden Hochmoderne bis zu den Terroranschlägen des 11. September 2001 reichenden Jahrhunderts prägten. Als gemeinsame Klammer dient ein integrierender Ansatz, der die einzelnen Jahrhunderttrends auf ihre systemübergreifenden Aus- und Wechselwirkungen befragt. Die einzelnen Zugriffe sind auf eine Zusammenschau von ost- und westeuropäischen Entwicklungen angelegt, die die wechselseitige Einflussnahme und Abgrenzung nicht nur nach, sondern auch vor 1945 thematisiert. Damit verbindet sich die Hoffnung, aus der rückblickenden Perspektive eines neuen Säkulums das Jahrhundert davor als eine von Kontinuitäten und Zäsuren durchzogene, aber doch unter gemeinsamen Blickwinkeln erfassbare Epoche zu begreifen. Den Ort des 20. Jahrhunderts im kulturellen Gedächtnis der Gegenwart zu bestimmen, war das Ziel der mit der Ringvorlesung angestrebten Vermessung, die sich immer auch der Vermessenheit dieses objektivierenden Anspruchs bewusst war.

Die aus diesem Unterfangen erwachsenen Beiträge erheben nicht den Anspruch, die Vielzahl der aktuellen Ansätze, Epochenbegriffe und Signatur-Zuschreibungen repräsentativ und ausgewogen abzubilden. Vielmehr versteht sich die Textsammlung als ein Themenvorschlag, der ergänzt und erweitert werden kann. So werden nicht nur verschiedene Argumentationsstile und Forschungsperspektiven zusammengebracht, sondern auch unterschiedliche Formen der Abhandlung, vom historischen Essay bis zum wissenschaftlichen Artikel. Eine solche, in gewisser Weise kaleidoskopische Zusammenstellung mit Lesebuchcharakter unterscheidet sich insofern von anderen Gesamtdarstellungen zum 20. Jahrhundert, als dass sie durch die Autorinnen und Autoren jedes Mal von neuem und ergebnisoffen historische Zusammenhänge generiert – und dabei untereinander Korrespondenzen herstellt. Der Band kann somit mehr sein als nur eine lose Kompilation von Aufsätzen. Das Themenspektrum der Beiträge, in das im Folgenden kurz eingeführt wird, ist weit gefasst und reicht von Ereignissen und Akteuren über Ordnungsvorstellungen und Strukturentwicklungen bis zu Begrifflichkeiten und Diskursen.

Die grenzenlose Massengewalt und ihre Dokumentation zählen zu den Hauptgründen, warum uns das 20. Jahrhundert als Schattenzeit in den Bann zieht. Dem Holocaust kommt dabei eine herausragende Rolle zu. Er ist nicht nur einfach eine Zäsur, sondern eine Jahrhundert-Signatur. Das macht *Sybille Steinbacher* kenntlich, wenn sie den politischen und erinnerungskulturellen Umgang mit ihm untersucht. Dabei entwi-

ckelte sich der Grad der historischen Auseinandersetzung, aber auch der Verurteilung und politischen Distanzierung von der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung gerade seit dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts bis zur Jahrtausendwende hin mehr und mehr zum Maß und Ausdruck einer deklarierten Zugehörigkeit zur Wertegemeinschaft Westeuropas bzw. der Europäischen Union. Doch bis zum Erreichen eines europaweiten Wertekonsens' in dieser Frage brauchte es mehrere Jahrzehnte der wissenschaftlichen Aufarbeitung, aber auch des jüngeren Erinnerungs- und Geschichtsbooms, in denen der »Zivilisationsbruch« zum vielfachen Gegenstand von Medien, Gedenkstätten und zivilgesellschaftlichen Initiativen wurde. Insofern erscheint auch der für viele als selbstverständlich erscheinende Signaturcharakter des Holocaust als ein vergleichsweise neues Resultat einer langen Genese.

Mindestens ebenso bemerkenswert wie die exzessive Gewaltzeit ist der bis in die Gegenwart anhaltende, wenn auch nicht flächendeckende Frieden in Europa nach 1945. Rückblickend erweist sich der plötzliche Rückgang von Gewaltanwendungen im zwischenstaatlichen Bereich vor der Drohkulisse des Kalten Krieges und dem Dauerszenario eines atomaren Dritten Weltkriegs als erstaunliches Phänomen – und Ergebnis einer fundamentalen »Debellifizierung« insbesondere westeuropäischer Gesellschaften, wie *Gabriele Metzler* herausstellt. Krieg als faktische und imaginierte Handlungsoption auf europäischem Boden verlor im Laufe der Jahrzehnte sowohl unter den Eliten als auch in der Bevölkerung immer weiter an gesellschaftlicher Akzeptanz und Zustimmung. Verantwortlich war dafür neben zunehmender Selbstreflexivität und veränderten Männlichkeitsvorstellungen auch ein elementarer, zivilisierender Funktions- und Aufgabenwandel von Staat und Militär. Es ging von nun an weniger um die Beherrschung von (kolonialen) Territorien, als vielmehr um den Ausbau und die Sicherung eines beständig steigenden wohlfahrtsstaatlichen und Wohlstandsniveaus.

Auch die Entwicklung und Durchsetzung von Menschenrechten hatte daran ihren Anteil. Als wandelbares Konstrukt boten sie eine gleichermaßen deutungsoffene wie stark diskutierte Projektionsfläche für weltverbesserische Hoffnungen und Entwürfe. Dabei ging es zunächst weniger darum, wie *Jan Eckel* ausführt, Menschenrechtsverletzungen zu ahnden, als diese vielmehr überhaupt als solche öffentlich zu machen. Der Kampf für Menschenrechte als Programm wie auch als Politik offenbarte sich in erster Linie als ein Mit- und Nebeneinander vielschichtiger kommunikativer Prozesse, deren Ergebnisse aufgrund unterschiedlichster Akteure, Orte und Rahmenbedingungen nie einheitlich ausfielen. Insofern warnt der Autor vor einem ungebrochenen Narrativ, das den

Aufstieg der Menschenrechte seit den 1940er Jahren als Sieg einer aufklärerischen Moderne in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auslegt. Gleichwohl seien nach 1945, so Eckel, die Chancen gestiegen, Verstöße nicht nur aufzudecken, sondern auch zu sanktionieren.

Die Menschenrechtsthematik entstand nicht aus dem Nichts, sondern war eingebettet sowohl in die grundlegende Entwicklung von Modernitäts- und Zukunftsentwürfen seit dem 18. Jahrhundert als auch in die Konkurrenzsituation von gesellschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen. Schließlich war das 20. Jahrhundert ein Zeitraum, in dem die Anzahl von Ordnungsideen und die Schärfe gegenseitiger Abgrenzung rasant zunahmen. Insbesondere die aus dem 19. Jahrhundert stammenden, erfolgreichen liberalen Modernekonzepte mussten auf die autokratischen und totalitären Gegenströmungen des Faschismus, Bolschewismus und Nationalsozialismus reagieren. Am Beispiel Frankreichs und seinen seit der Aufklärung weltweit rezipierten Vorstellungen von Moderne und Modernität arbeitet dies *Lutz Raphael* essayistisch heraus. Ordnungsmuster offenbaren sich dabei ideengeschichtlich als Konglomerat abstrakter, universalisierungsfähiger Leitbegriffe, die aus der Verknüpfung von politischen Ideologien, intellektuellen Zeitdiagnosen und lebensweltlichen Orientierungen entstehen.

Für *Jörg Baberowski* entpuppt sich das europäische 20. Jahrhundert nicht nur als ein Zeitabschnitt schlichter Konkurrenz politischer Ordnungssysteme, sondern als eine Epoche der permanenten bolschewistischen Herausforderung und des sowjetischen Imperiums, denen sich Rest-Europa zu stellen hatte. Die Sowjetunion und ihre Politik waren für mehr als 70 Jahre Leitaxiom und Katalysator für konkurrierende ost- und westeuropäische Entwicklungen in Politik, Wirtschaft, Kultur und Ideologie, was auch den Zusammenbruch der kommunistischen Regime und die Renaissance von Demokratie und freier Marktwirtschaft einschließt. Die Oktoberrevolution von 1917 war zugleich der zeitgeschichtliche Startschuss für die totalitären Versuchungen totaler Unterwerfung. In seiner Folge verwandelte sich das russische bzw. sowjetische Territorium zunächst selbst in ein jahrzehntelanges Schlacht- und Experimentierfeld eines exzessiven Gewalt-, Ordnungs- und Ideologiestrebens. Erst lange nach Stalins Tod begannen sich die Verhältnisse zu stabilisieren, und die sowjetische Gesellschaft wurde zu der bekannten konservativen Konsensdiktatur, die als schweres mentales Erbe auch nach 1991 noch für Jahre fortlebte. Um das Ende des »sowjetischen Jahrhunderts« zu vermessen, ist daher nicht der Zeitpunkt der Auflösung der Sowjetunion maßgeblich, sondern das Verschwinden der alten sowjet-sozialistischen Mentalität in den Köpfen.

Geht es um gesellschaftliche Ordnungsprozesse, ist schnell auch die Rede von Rationalisierung. Sie gehört zu den Zentralmerkmalen der fortschreitenden Säkularisierung moderner Gesellschaften und damit der westlichen Moderne überhaupt. Doch erst im 20. Jahrhundert selbst wurde Rationalität zum leitenden, allumfassenden Fortschritts- und Bewegungsbegriff, der, wie *Ute Frevert* ausführt, auch vor Gefühlen und Leidenschaften und damit vor dem scheinbar Irrationalen nicht Halt machte. Diktatoren und populistische Politiker suchten ebenso wie Wirtschaftsmanager oder Medienmogule die Massen affektiv anzusprechen und politisch oder wirtschaftlich zu indoktrinieren. In ihrem Vorgehen agierten sie gleichwohl planvoll und rational kalkulierend. Als politisches, pädagogisches, wissenschaftliches, arbeitsweltliches oder auch kulturelles Programm bzw. Gesellschaftsprojekt wurde die »Rationalisierung der Gefühle« zu einem signifikanten Phänomen eines extremen Jahrhunderts, das bis in die unmittelbare Gegenwart unvermindert anhält.

Emotionen und der Umgang mit ihnen prägen auch die aktuelle Migrations- und Flüchtlingskrise auf dem europäischen Kontinent. Dessen Bewohner blicken auf eine lange Geschichte der Massenmigration zurück, in der die millionenfache gewaltsame Anstiftung und Durchsetzung von Bevölkerungsverschiebungen besonders schweres Leid erzeugte. *Jochen Oltmer* belegt dabei faktenreich, dass, als Kriegsschauplatz und Sitz von Kolonialmächten, es in den ersten beiden Dritteln des Jahrhunderts vor allem Europa und seine Staaten selbst waren, die als Hauptproblem für die weltweiten Flüchtlingsbewegungen zu gelten haben. Zu den wichtigsten Anlässen von Gewaltmigration zählen die beiden Weltkriege und die daraus hervorgehenden Grenz- und Bevölkerungsverschiebungen sowie die Errichtung von Diktaturen sowohl vor als auch nach 1945. Insofern ist die Geschichte der Gewaltmigration eng mit den politischen Großzäsuren des 20. Jahrhunderts verknüpft. Dies trifft auch auf die europäischen Grenzen, Grenzverschiebungen und Grenzregime zu. Diese entwickelten vor dem Hintergrund der Nationalstaatsbildung, des Ost-West-Konflikts sowie der Freiheits- und Gewaltgeschichte im 20. Jahrhundert eine historisch neuartige Relevanz. Ihre Geschichte ist, wie *Peter Ulrich Weiß* anhand der Grenzverläufe in Weltkriegszeiten, des Eisernen Vorhangs sowie den zuerst in Westeuropa beginnenden Vorgängen der allmählichen Ent-Grenzung zu zeigen vermag, im Kontext so genannter Schlüsseljahre wie 1917, 1945 oder 1989 äußerst dynamisch angelegt. Sie zeigt, dass gerade im 20. Jahrhundert »wandernde« Grenzen der historische Normalfall, statische Territorialgrenzen hingegen die Ausnahme darstellen. Als Gegenstand historischer Vermessung sind Grenzen

und Grenzregime an der Peripherie meist das Ergebnis von politischen Zäsuren im Zentrum. Doch Charakter und Wahrnehmung ein und derselben Zäsur können standortbedingt variieren, wie das Beispiel der Übernahme des westlichen Grenzregimes durch die Beitrittsländer der EU-Osterweiterung zeigt: Während dies aus der nationalen Perspektive der betroffenen Länder durchaus ein Bruch zur Vorgängerpraxis markiert, bedeutet die Adaption aus westlicher EU-Sicht eine erfolgreiche Ausdehnung des bereits Bestehenden und damit Kontinuität.

Das 20. Jahrhundert trat nicht nur in seiner Gewalthaftigkeit hervor. Es war auch ein Zeitabschnitt stetig wachsender sozialer, wohlfahrtsstaatlich erzeugter Sicherheit. Dies problematisiert *Winfried Süß* am Beispiel Deutschlands. Als säkularer Prozess gestaltete sich der Abbau von Unsicherheit bzw. der Zuwachs an Lebenssicherheit vergleichsweise losgelöst von zentralen Zäsuren bzw. zeitversetzt. Zwar gilt der Sozialstaat nahezu qua natura als krisenanfällig bzw. tritt meist im Kontext von Krisendiskursen in Erscheinung. Dennoch erweist sich seine Geschichte bei näherer Betrachtung vor allem als eine Geschichte von Anpassungsfähigkeit und Kontinuität. Als letzten erheblichen Einschnitt wertet Süß die so genannten Hartz-Reformen, die bisherige sozialstaatliche Prinzipien des 20. Jahrhunderts in Fragte stellten und den Sozialstaat von einer sichernden zu einer die Arbeitnehmer aktivierenden und die Wohlfahrtsmärkte regulierenden Institution umdefinierten.

Heinz Gerhard Haupt begibt sich auf die Spuren der Geschichte des Konsums und seinen außergewöhnlichen Wachstumsphasen. Als bedeutenden Wendepunkt identifiziert Haupt dabei das Endes des Zweiten Weltkriegs bzw. die Jahrhundertmitte. Von nun an gehörten Hunger und eklatante Mangelerfahrungen zumindest in den west- und südeuropäischen Gesellschaften der Vergangenheit an. Die kommunistisch gelenkten Gesellschaften gingen zwar bald diese Entwicklung mit, jedoch erreichten sie, entgegen den staatlichen Propagandaversprechungen, weder quantitativ noch qualitativ das westliche Konsumgüterniveau. Die Differenz erreichte in den sozialistischen Mangelgesellschaften bald eine systemsprengende Dimension.

Historische Phänomene bringen Zäsuren hervor und umgekehrt. Dieses Wechselverhältnis prägte auch die Mediengeschichte. Massenmedien konnten Zäsuren verstärken oder gar produzieren. Umgekehrt beeinflussten Zäsuren aber auch die Entwicklung der Medienlandschaft. Die Jahre von 1890 bis 1990 bilden, wie *Frank Bösch* argumentiert, ein Zeitalter der klassischen Medienmoderne mit seinen Versprechungen und Prinzipien von gesellschaftlicher Anteilhabe und Politisierung, aber auch der Kontrolle und Lenkung. Im Zeitalter der totalitären Systeme und des

Kalten Kriegs gerieten Medien einmal mehr ins Fahrwasser politischer Propaganda. Die klassischen politischen Zäsuren wie 1914, 1933 oder 1989 veränderten zwar nicht mit einem Schlag die Medienentwicklung als solche. Doch zumindest der Zugriff und die »Fließgeschwindigkeit« medialer Ströme wurden andere. Nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Innovation von Technik und Format kam zunehmend größere Bedeutung zu. Und in dieser Beziehung entpuppte sich das 20. Medienjahrhundert als ein amerikanisches.

Krisen gelten gemeinhin als dauerhafte Begleiterscheinungen der Historie – erst recht im 20.Jahrhundert. Doch die vordergründige Vorstellung, die Zeitgeschichte sei im Kern eine Akkumulation von Krisen, die es ereignisgeschichtlich zu sortieren und beschreiben gilt, erweist sich als analytisch unbrauchbar, wie *Rüdiger Graf* in seinem Beitrag nachweist. Zu vielfältig und situationsbezogen waren und sind die Vorstellungen und Begrifflichkeiten von »Krise« und deren Verwendung. Daher fragt Graf mit Blick auf die entscheidenden Wendephasen der 1920er und 1970er Jahre nach wechselnden Semantiken und Konjunkturen dieses inflationär gebrauchten Begriffs. Hierbei fördert er eine signifikante Verschiebung zutage: Während sich die Verwendung des Krisenbegriffs lange Zeit mit einer auf positive Veränderung optierenden Zukunftshaltung verband, wurde Krise seit den 1970er Jahre verstärkt im Modus des Risikos und möglicher Katastrophen gedacht. »Krise« verlor damit ihren vormals aktivierenden Impetus. Über diesen Bedeutungswandel hinaus wirkte sich der immer enger werdende Konnex zwischen wahrgenommener Krise und gedeuteter Zäsur auf die Geschichtsschreibung und deren Zeitachsen aus. Im Ergebnis ist es nicht das Ereignis, sondern der Begriff der Krise, der sich für das 20. Jahrhundert als Epoche machend erweist.

Auch *Bodo Mrozek* betont die diskursive Beschaffenheit des Jahrhunderts als Säkulum der Jugend, das nicht nur von Historikern, sondern bereits von Zeitgenossen als solches beschworen wurde. Was zunächst empirisch gefühlte Gewissheit ist, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als ein narratives Konstrukt und affirmatives Resultat vergangener Jugenddiskurse. So gehörte gerade unter totalitären Bewegungen und diktatorischen Ordnungen die Heroisierung von Jugend und das Ausrufen dahingehender Epochen zum ideologischen Standardrepertoire der Propaganda. Jugend diente als Erneuerungs- und Fortschrittsmetapher. Doch im anderen gesellschaftspolitischen Rahmen konnten sich die Zuschreibungen schnell ins Gegenteil verkehren, und Jugend wurde zur Projektionsfläche für angeblichen Kultur- und Werteverfall mit universalem Gefährdungspotenzial. Abseits davon erlangten Jugend-

liche bzw. junge Erwachsene als (Kampf)Ressourcen für Armeen und Massenorganisationen wie auch als Wähler, Konsumenten und Produzenten zunehmend politische, wirtschaftliche und kulturelle Handlungs- und Verfügungsmacht. Diese Rollen wurden dann vor allem seit den 1970er Jahren durch eine Reihe von Gesetzen und Regelungen untersetzt und damit legitimiert.

Martin Sabrow schließlich erörtert die historische Dimension des 20. Jahrhunderts, dessen Charakter sich nicht nur aus seinem Umgang mit den Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft ergibt, sondern auch aus seiner Stellung zur Vergangenheit. Als umgreifende Signatur des Zeitalters tritt aus dieser Perspektive nicht nur die fortlaufende Umschreibung der geltenden Geschichtsbilder und Erzählmuster hervor, sondern auch die Wandelbarkeit ihres narrativen Rahmens: Nicht nur die Zeitbilder änderten sich fortlaufend im 20. Jahrhundert, sondern ständiger Verschiebung unterlag auch die dahinterstehende Relation zwischen Zukunft und Vergangenheit selbst, in der die Zeitgenossen ihre Vorstellungen vom Gestern organisierten.